

Zur Kontroverse über die japanische Psyche

I.

Aus dem Artikel: „Die treibenden Kräfte in der Weltmission“ von J. Peters¹ habe ich viel gelernt. Darin waren gute Argumente, die mich zu einem tieferen Nachdenken veranlaßten. Der Artikel: „Die japanische Seele missiologisch gesehen“² hat wohl meinen Gefühlen Rechnung getragen, aber meinen Verstand nicht ganz befriedigt und meine Auffassung nicht erschüttert. Indem ich nun zu den Hauptangriffspunkten der Kritik Stellung nehme, möchte ich die Gründe dafür klarlegen.

1. Mein hochgeschätzter Opponent schreibt, daß es jetzt wohl zu Ende sei mit den unverständlichen Begriffen und Worten in der japanischen Erziehung. „Dieses Bildungssystem“, so schreibt er, „gilt schon lange nicht mehr; seit mehr als 40 Jahren ist es damit vorbei. Heutzutage wird man das nur in einer altmodisch-feudalen Familie noch finden.“ Ich meine aber das Gegenteil. Es ist bis zum Weltkriegsende noch schlimmer geworden. Aus vielen nur ein Beispiel: „Kokutai no Hongi“, „Grundprinzipien des japanischen Staatskörpers“, das 1937 in 300 000 Exemplaren erschien und gegen Ende des Krieges die Zahl 2 000 000 erreichte. Außerdem wurden ganze Teile daraus kopiert und erschienen in Hunderttausenden von Schulbüchern. Es war der Staatskatechismus Japans. Ich kenne kaum ein anderes japanisches Buch, das so stark verbreitet war. Nach dessen Grundprinzipien sind 95 % der heutigen japanischen Jugend erzogen worden. Nun, dieses Buch ist nach dem allgemeinen Urteil von Abendländern und japanischen Intellektuellen nebelhaft, unklar, ja öfters vollkommen unverständlich und weltanschaulich so verworren, daß man die Hilflosigkeit des heutigen Japaners in weltanschaulichen Fragen sehr gut verstehen kann. Selbst die japanische Sprache, in das es gekleidet ist, wird als sehr schwierig anerkannt. Unbegreifliches, mystisches Staunen war des japanischen Unterrichtsministeriums Ziel, keine Klarheit. Ich könnte einen ausführlichen Artikel über dieses Buch schreiben und das oben Gesagte mit Übersetzungen reichlich illustrieren. Wenn wir nun diese unverständlichen Phrasen oder diese Art von Unterricht vergleichen mit unserem Katechismus, dann fehlt m. E. das tertium comparationis. In dem Katechismus, auch in dem Kinderkatechismus, den wir jetzt haben, ist alles klar bis zur Grenze des *Mysterium stricte dictum*. Aber auch das *Mysterium* selbst bringt noch helles Licht in Herz und Verstand der Kinder. Was der oben erwähnte japanische Staatskatechismus in den Herzen der Kinder hervorgebracht hat, darüber möchte ich lieber schweigen.

Was die Zeit 1945—51 angeht, habe ich genügend Zitate von führenden japanischen Intellektuellen zur Hand, aber das würde zu weit

¹ ZMR. 1949 Nr. 3, 161 ff.

² ZMR. 1950 Nr. 3, 178 ff.

führen. Ich will damit den Japaner durchaus nicht zu allgemeiner Unfähigkeit verurteilen, sondern nur gesagt haben, daß der heutige Japaner infolge dieser Erziehung und Geistesentwicklung zu einem klaren philosophischen Denken weniger geeignet ist. Das Genie des zweifellos hochbegabten japanischen Volkes liegt auf anderem Gebiete. Philosophie und Logik sind nicht seine stärksten Seiten. Das finden wir m. E. mehr bei den Chinesen und besonders den Indern.

2. „Wenn man über die Psyche eines Volkes reden will und nur aus einigen Wörtern, die in Mode sind, die Seele eines Volkes zu erkennen glaubt“, so schreibt der Verfasser, „ist dieses Verfahren nicht berechtigt.“

Ich bin damit vollständig einverstanden. Die Worte und Ausdrücke aber, die ich gebrauchte, sind nur eine ganz kleine Auswahl aus hundertern, die ich hätte nehmen können.

3. „Wir hoffen, daß der Verfasser wenigstens einmal die Geschichte Japans gelesen hat“, so schreibt der Autor des interessanten Artikels.

Es freut mich, zur Beruhigung meines Opponenten sagen zu können, daß dieses tatsächlich der Fall ist und daß ich sogar so vermessen war, ein Buch darüber zu schreiben, das an verschiedenen Universitäten empfohlen wurde.

4. „Im Grunde genommen sind diese Tugenden — Idealismus, Opferfreudigkeit, Sinn für religiöse Beschauung, kindliche Liebe, Dankbarkeit — (bei einer Psyche ohne Individualität und Persönlichkeit) nichts anderes als Oberflächlichkeit und Scheinheiligkeit, die aus Hypokrisie geboren sind.“ So meint der geschätzte Opponent. Um zu zeigen, daß Mangel an Individualität und Persönlichkeit doch ein guter Nährboden sein kann für ausgezeichnete hohe Tugenden und positive Lebenswerte, möchte ich hier aus meinem letzten Buche³, das gerade erschienen ist, folgende Stelle zitieren: „Wir können zahllose japanische Vorstellungen und Gebräuche ohne näheres Verstehen der Unpersönlichkeit des Japaners nicht begreifen. In der Tat ist es so, daß das Bewußtsein des Ich wächst, je weiter wir der Spur der untergehenden Sonne folgen, und daß es beständig schwindet, wenn wir in die Richtung auf die Morgendämmerung voranschreiten. Amerika, Europa, der Nahe-Osten, der Mittlere-Osten, China und Japan, ein jedes ist weniger persönlich in dieser absteigenden Ordnung. In Japan kommen selbst die Babies in einer mehr oder minder unpersönlichen Art auf die Welt. Sie haben nicht einmal einen eigenen Geburtstag; seine Stelle nimmt der Neujahrstag ein, der bis zu einem gewissen Grade alle persönlichen Anniversarien in sich vereinigt. An diesem Tage wird jeder ein Jahr älter und die Glückwünsche und die hübschen Redewendungen, in kunstvolle orientalische Höflichkeitsformen gekleidet, kennen kein Ende und werden von den zierlichsten und anmutigsten Gesten begleitet. Mit fortschreitender Erziehung der Kinder wird besondere Sorgfalt darauf verwandt, daß

³ van Straelen, *Through Eastern Eyes*. Conferences given at Grailville (Ohio), August 1950.

sie mit tiefem Bewußtsein des Gemeinschaftsideals aufwachsen. Man lehrt sie, nicht der individuellen Art der Abendländer zu folgen, sondern sich stets bereit und willig in den Hintergrund zu stellen und den Interessen der Familie, des Bezirks oder des Dorfes zu dienen. Besonders in Angelegenheiten der Familie darf niemand seinen eigenen Weg gehen, sondern muß genau so handeln, wie es die Familientradition vorschreibt. Den Kindern wird immer wieder erklärt, daß man sie auslachen wird, wenn sie einfachhin so-oder-so handeln. „Okashii“, lächerlich, ist eines der am stärksten gefürchteten Schimpfwörter für den Japaner. Der Einzelmensch ist mehr oder weniger vollständig in die Gemeinschaft eingegliedert — in die Familie, die Nachbarschaft, die Sippe — oder was sonst immer. Privatleben gibt es praktisch nicht und wird auch gar nicht gewünscht. Wie die jungen Menschen mehr oder minder unpersönlich (nach unserer abendländischen Meinung) in die Ehe hinein-rutschen, habe ich soeben erwähnt. Kurz, das japanische Leben und seine Gesellschaftsform machen es für den Einzelnen ungeheuer schwer, sich aus seiner Umgebung herauszulösen und auf eigenen Wegen zu beginnen. Es gibt hier nicht viel Platz für persönlichen Unternehmungsgeist und persönliches Temperament.

Diese Seite des japanischen Lebens könnte leicht zu einem ganzen Buch ausgearbeitet werden. Man könnte sie ins helle Licht rücken und das Ganze so dem Abendland präsentieren; es würde sich dann überzeugen können von der untragbaren Lage eines Individuums in Japan. Jedoch, wollte ich dies tun, dann machte ich mich schuldig, Tatsachen aus der ihnen gemäßen Umgebung herausgehoben zu haben. Damit würde ich sie vor einen fremden Hintergrund stellen und mit künstlichem Licht beleuchten. Das bedeutete nichts anderes, als ein Stück aus einem Tizian herausreißen und dann auffordern, von diesem Stück aus Rückschlüsse auf die Ungeschicktheit des Künstlers in der Farbkomposition zu ziehen. Von einem einzigen Farbfleck aus die Eigenschaften eines Kaleidoskops erschließen zu wollen, käme diesem gleich. Kein Kritiker einer Kultur, ausländischer Sitten und Gebräuche kann der Gefahr aus dem Wege gehen, reinen Unsinn zu schreiben, wenn er die Wahrheit außer acht läßt, daß eine Kultur ein lebendiger Organismus ist und nicht eine Ansammlung von Einzelgliedern, daß ferner eine bestimmte Sitte — für uns vielleicht sehr fremdartig — oft nur ein Glied einer langen Kette ist und sehr wohl mit den anderen zusammenstimmt.

Um die Schwierigkeit darzulegen, die darin besteht, daß wir uns selbst so erkennen, wie die anderen uns sehen, möchte ich die Tatsache anführen, daß es vorgesehen war, eine Gesellschaft östlicher Frauen zu bilden mit dem Ziel: „die unfrauliche, überelbstbewußte, zu freie, zu individuelle und so unglückliche amerikanische Frau“ zu Höherem zu führen. Nun wohl, solche Kritik ist immer wertlos, wenn sie von einem außenliegenden Standpunkt aus gemacht wird. Vielmehr muß man die Dinge von innen her betrachten, in ihrem ganzen kulturellen, geschichtlichen und ontologischen Zusammenhang. Das soll nicht heißen, daß wir

die Augen vor offensichtlichen Fehlern verschließen, aber es verbürgt wenigstens, daß wir die Dinge in ihrem Wert recht einschätzen und sie im rechten Licht sehen. Und sofern dies der Fall ist, wird jeder Missionar äußerst vorsichtig und behutsam werden in der Ausübung seines Apostolats.

Die Unpersönlichkeit des Japaners, so will mir scheinen, ist bei den Frauen noch stärker als bei den Männern ausgeprägt. Die japanische Frau und das japanische Mädchen haben es gelernt, nach ganz bestimmten Regeln zu leben. Sie gibt sich nicht, wie sie möchte, sondern wie es durch Sitte und Etiquette bestimmt ist. Wie sie ihrem Gatten „Guten Morgen“ sagt, was sie kocht, wie sie sich auf den „tatami“, den japanischen Mattenboden, niedersetzt, wie sie die Schiebetüren öffnet und schließt, wie sie das Frühstück bereitet, wie sie den Hausputz besorgt, wie sie auf der Straße geht, alles dies geschieht nicht nach persönlichem Belieben. Es sind Gewohnheiten, die sie als junges Mädchen oder als Kind schon gelernt hat, die sie leicht gelernt hat, weil sie seit Jahrhunderten eine Art Nationalbrauch sind. Im normalen Verlauf des alltäglichen Lebens wird man nie eine Japanerin zugeben hören, sie sei hungrig oder müde oder nicht bei Stimmung. Selten wird sie persönliche Vorliebe, Freude oder Erregung äußern. Sie nimmt alles, was es kommt, sie verneigt sich, lächelt und weiß die rechten Höflichkeitsformen in überaus eleganter, aber ziemlich unpersönlicher Weise zu sagen. Sogar ihr Sprechen ist unpersönlich.

Ich kann mich noch sehr wohl meines Erstaunens erinnern, als ich das erste Mal dieser unpersönlichen Seite des japanischen Lebens begegnete, und wie ich meine ersten — unseligerweise nicht die letzten — Fehler machte. Stimmt es nicht, daß wir abendländischen Menschen in dem Gedanken, unsere eigene Seele zu retten, erzogen worden sind, unser eigenes Ich, auf unsere eigene Art! Die erste Frage in unserem europäischen Katechismus heißt: Warum bin ich auf der Welt? Ich bin auf ... etc., überall ich, ich, ich. Und wir betrachten dies — nicht ohne Berechtigung — als eine unserer grundlegendsten und unbestreitbarsten Wahrheiten, die Vorrecht genießt vor allem anderen. Bei seiner Ankunft in Japan und bei der ersten Begegnung mit dem östlichen, sehr unpersönlichen Benehmen ist der junge Missionar leicht versucht, diese „falschen Auffassungen“ sogleich in energischer, individuell amerikanischer oder europäischer Weise zurechtzubiegen. Immer und immer wiederholt er die Worte des Herrn: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?“ (Mt. 16, 26). Sicher ist gegen diese schönen Worte, erfüllt mit den höchsten Werten, nichts einzuwenden. Es ist eben nur die Frage der Betonung und des besonderen Hervorhebens, indem nur eine Seite des Bildes sich zeigt. Ein japanischer Christ wird gleich sagen: „Das ist schön so, tiefgründig und ganz und gar erhaben über jeden Einwand, aber man soll doch diese Seite des geistlichen Lebens nicht überbetonen, denn wir sehen die Dinge doch wieder in einem etwas anderen Licht. Wir betrachten den Herrn

am Kreuz, nachdem er alles von sich gegeben hat. Er opferte sich in Wahrheit selbst, ganz und alles, bis zur Hingabe des letzten Tropfens seines kostbaren Blutes. Das ist es, was der hl. Paulus so überaus tief in den Worten sagt: „Er entäußerte sich seiner selbst“ (Phil. 2, 7). Auch sehen wir unseren Herrn, wie er den größten Teil seines Lebens vor unseren Augen verhüllt in dem schönen und doch so verborgenen Leben der Familie von Nazareth zubringt. Weiterhin lieben wir besonders solche Worte unseres Heilandes wie dies: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht“ (Joh. 12, 24). Wie wunderbar spricht Unsere Liebe Frau den Gehalt ihres Lebens aus in den Worten: „Ecce ancilla Domini, Siehe, ich bin die Magd des Herrn.“

Wenn der Orientale ein wacher Beobachter ist und — was freilich selten vorkommt — frei von der Leber weg spricht, könnte es sein, daß er — oder sie — auf die unglücklichen Folgen der Überbetonung des individuellen Zugangs zum geistlichen Leben hinzuweisen begänne. Dies immer wieder von neuem erwägend, werden in jedem nachdenklichen Missionar Zweifel an dieser oder jener Form geistlichen Lebens aufsteigen. Für den Amerikaner oder Europäer mögen diese in der Tat recht sein, aber für den Japaner ...? Fragen wie diese fangen an laut zu werden: Hat die Betonung der persönlichen und subjektiven Frömmigkeit stets in der Kirche Platz gehabt, auch in Europa? Oder hat nicht dies erst nach der Reformation seinen Anfang genommen? Und, bedürfen wir nicht vielleicht eines gesünderen Ausgleichs zwischen persönlicher Frömmigkeit und Gemeindesinn, der in der frühen Kirche so lebendig war und der uns in der Liturgie erhalten geblieben ist? Ich kann der persönlichen Überzeugung nicht ausweichen, daß der Gemeindesinn der ersten christl. Jahrhunderte dem orientalischen Denken viel näher steht als das kirchliche Leben unserer Tage. Die ersten Zusammenkünfte der Christen wurden Gemeinschaft, Versammlung genannt — Worte mit tiefem Gehalt. Das wesentliche Tun bei diesen Gemeinschaften hieß „Synaxis“. „Das Wort Synaxis“, schreibt Raoul Plus S. J., „wurde durch das Wort Communio übersetzt, das für die früheren Christen weniger vielleicht den Gedanken der Vereinigung eines jeden Einzelnen mit Christus enthielt, als vielmehr die Vereinigung und den Zusammenschluß aller Mit-Teilhabenden. Die soziale, gemeinschaftliche Bedeutung des Wortes besaß Priorität gegenüber der individuellen Deutung.“ Hier liegt ein Zugang, der für den Orientalen sehr ansprechend sein muß.

Als ich von der inneren Warnung las, die einst die hl. Katharina von Genua von Gott erhielt: „Meine Tochter, niemals laß mich die Worte hören: Ich will; oder: Ich will nicht. Entschuldige dich niemals vor dir selbst, wenn es gilt, einen Dienst zu leisten. Suche stets, den Willen anderer zu erfüllen!“, da dachte ich bei mir: Wie treffend für die japanischen Frauen, die fast ausnahmslos aus ganzem Herzen zustimmen werden!“

Mit diesem Zitat aus meinem eigenen Buche dürfte es ein wenig klarer geworden sein, daß trotz Mangel an Persönlichkeit und Individualität bei den Japanern es gleichzeitig doch auch schöne Seiten geben kann, gerade wie das Übermaß an Individualität und Persönlichkeit bei den Anglosaxen große Schattenseiten mit sich bringt. Der unvergleichliche Opfermut des Japaners, die immer dienende selbstlose Liebe der japanischen Mutter ist chemisch rein von jeder Scheinheiligkeit oder Hypokrisie.

5. Weiter sehe ich noch nicht ein, daß in Japan klare Unterschiede sind zwischen Recht und Unrecht, und darin werde ich gestützt von verschiedenen japanischen Juristen. Der größte englische Japanologe, Sir George Sansom, — auch besonders von den Japanern geschätzt — schreibt in seinem letzten Werke: „The idea of justice does not appear to have developed as an abstract conception, compounded of the right of the litigant and the duty of the judge. It was rather looked upon as something expedient, but not incumbent, something granted by the ruler as a favour“⁴.

6. Was ich über die Vierhundertjahrfeier der Ankunft des hl. Franz Xaver geschrieben habe, war folgendes: „Dann brauchen die ausländischen Missionare einen ganz besonderen Takt. Dann — besonders wenn die Feste im richtigen Ton gehalten werden — brauchen wir keine shintoistische oder buddhistische Reaktionen zu fürchten. Und wenn dann noch ein gewisses Pressebüro sorgen wird für eine äußerst ruhige Berichterstattung, wird Europa auch noch dazu richtig informiert.“ Jetzt, da die Feste vorüber sind, kann ich dieselben Worte mit noch mehr Überzeugung wiederholen, und diese Worte wären m. E. doch wohl nicht unnötig. Man lese diesbezüglich, was ich hierüber geschrieben habe in „De Katholieke Missien“, „Rythmes du Monde“ oder in „Through Eastern Eyes“. Hier nur kurz folgendes: Die Feier ist im allgemeinen wirklich sehr schön verlaufen, und es spielten sich rührende Glaubensdemonstrationen ab, doch in dem Maße, wie die europäische Berichterstattung es darstellte, war es wohl nicht. Tatsächlich ist Kritik nicht ausgeblieben. So schrieb z. B. der einflußreiche „Keizai Shimbun“ über den Mangel an gutem Geschmack bei den Katholiken. Die Tatsache, daß der Arm des hl. Franz Xaver vom Körper getrennt ist, hat das Empfinden des japanischen Volkes unangenehm berührt, — auch das Küssen der Reliquie, da der Kuß im fernen Osten nicht üblich ist. Ich möchte hier wiederholen, was ich noch vor kurzer Zeit in Vorträgen vor zukünftigen Japan-Missionaren in Amerika sagte: „Work quietly and unobtrusively, have a deep reverence for Oriental ways of life, be as careful as possible. Work with a mature tranquillity and dignity like accomplished ladies and gentlemen and avoid propaganda and publicity stunts which may offend the Japanese delicate taste. Keep the distances between the sexes as it has always existed in the

⁴ G. B. Sansom, *The Western World and Japan*, p. 303.

Orient, do not race around in cars and do not tell the Japanese: 'You are a good fellow and I am a good guy and so we'll get along all right, Joe.' In Japan there is no place for such etiquette and this kind of behaviour is not desired either."

Schließlich möchte ich hinzufügen: was ich bis jetzt geschrieben habe, ist hauptsächlich aus der Praxis herausgewachsen, aus dem ständigen, seelsorglichen und intellektuellen Verkehr mit Tausenden von Japanern und Japanerinnen.

Sind wir uns also nicht in allem einig, sehr geschätzter Opponent und meine Wenigkeit? Einig sind wir ganz gewiß in unserer Liebe zum japanischen Volk. Einig sind wir auch in unseren Gebeten, damit das wahre Licht doch schnell aufgehen möge über dem wunderschönen Inselreich mit seinem opferreichen und künstlerisch hochbegabten Volke. Einig sind wir auch in unserem Wunsche, daß viele Missionare kommen mögen, aber doch nur diejenigen, die ruhig und unauffällig arbeiten; denn mancher Missionsveteran betet jetzt: „Ab imprudentibus missionariis libera nos, Domine.“ Ganz einverstanden bin ich schließlich mit den Worten meines Opponenten, worin seine schöne und zarte orientalische Seele sich so deutlich zeigt und die auch hundertprozentig für meinen Artikel zutreffen: „In dieser kleinen Arbeit haben wir versucht, die japanische Seele in aktuellen Fragen zu beleuchten und verständlich zu machen. Aber sie kann nur ein Versuch sein; denn die Seele eines Volkes ist ein Heiligtum wie die Seele eines Menschenkindes, die uns verschlossen und ein Rätsel bleibt und die nur für Gott offen ist, der allein die Macht hat, ihre Geheimnisse zu kennen.“

Dominica in Septuagesima, 21. Januar 1951

The Catholic University of Nagoya

H. J. M. van Straelen S. V. D.

II

Die Ausführungen von P. Kim über „Die japanische Seele“ (ZMR. 1950 Nr. 3) sind wertvoller und interessanter dort, wo sie Eigenstücke sind, d. h. ohne Opposition und Kritik an den vorausgehenden Aufsätzen von van Straelen. Man hat bei der Kritik sogar oft das Empfinden: hier müßte P. Kim doch merken, daß seine und van Straelens Ansicht genau übereinstimmen.

Daß beide Verfasser Ausländer bei dieser japanischen Diskussion sind, führt wohl zum Resultat, daß sie im wesentlichen zusammengehen. Der eine steht als Asiate der japanischen Seele näher, der andere kennt als viel gereister und belesener Europäer die außerasiatischen Nationalitäten besser, die an der japanischen Missionsfront stehen und eigentlich das besprochene Objekt dieser Diskussion bilden.

P. Kim und van Straelen sind sich einig darin, daß die japanische Seele lebhafter auf Gefühlswerte reagiert als auf gedankliche Beweise. Letztere mag der Japaner genau so gut verstehen, wie der westliche

Mensch, aber sie sagen ihm nicht viel und bringen ihn nicht leicht zum Handeln — erst recht nicht zur größten Tat, zum Metanoie. „Gut“ und „Schön“ sind unter Umständen überzeugender als „Wahr“. So sieht sich in der japanischen Seele vieles überschritten an, violett in rosarot, was doch in der asiatischen Skala getrennt und in richtiger Folge dasteht. Freilich: Begriff, Regel, Scheidung, Konsequenz im streng philosophischen Sinne vermögen das japanische „Kimochi“ wenig zu beeinflussen. Zu wissen, was „Kimochi“ bedeutet, heißt, schon mehr als die Hälfte der japanischen Seele verstanden haben. Kim versucht, dies mit dem Kirschblütengedicht dem europäischen Leser noch klarer zu machen.

Ferner fordern sowohl P. Kim wie van Straelen, im Missionieren mehr der japanischen Eigenart Rechnung zu tragen, die Grundelemente der japanischen Bildung: asiatische Philosophie, konfuzianische Ethik und familien-blockhaftes Denken mehr zu studieren und zu verwerten, sich von diesen aus mit dem Evangelium der Nation zu nähern. Kann die asiatische Philosophie der Kirche nicht einen ähnlichen Dienst leisten, wie einst die griechische? Diese Fragen stellen Kim und van Straelen. „Die Spiritualität Ostasiens wird der scholastischen Philosophie dienen, aber nie direkt der Kirche . . . In diesem Sinne kann man sich die Akkommodation der scholastischen Philosophie an den Osten denken“, sagt P. Kim. Ob eine Philosophie oder eine philosophische Methode sich akkommodieren kann? Van Straelen sagt: „L'eglise pourrait se servir aussi bien de Confucianism . . .“, das will doch wohl dasselbe sagen. P. Kim scheint sagen zu wollen, daß der Konfuzianismus usw. der Scholastik dienstbar werden soll und auf diesem Wege sich der Christianisierung Ostasiens nützlich erweisen könne. Das wäre also nur die Frage, ob die asiatische Geisteskultur direkt oder nur indirekt den Plänen Gottes in Zukunft dienen kann. Darüber schon ein Urteil zu fällen, scheint noch zu früh, heute, da dieses ungeheuer große und wichtige Problem anfängt, seine Existenz bekanntzumachen. Vor Jahren verwies ich einmal nach einer fruchtlosen Besprechung einen Hochschulstudenten an einen japanischen Priester, bei dem er wohl eine ihm entsprechende Unterweisung bekommen könne. Er antwortete aber einfach: „Nein, keine Aussicht, denn er ist genau wie Sie nur europäisch scholastisch gebildet.“ In dieser Antwort lag die Forderung, daß sowohl der europäische wie der einheimische Missionar sich gründlich mit dem asiatischen Gedankengut und seiner Ausdrucksform vertraut machen muß.

Kontradiktorisch finde ich dagegen P. Kim und P. van Straelen in ihrer Anschauung bezüglich der tatsächlichen Akkommodation, um die sich bis heran die Missionierenden bemühten. P. Kim sagt: „Denn was die Missionare als erstes an der Missionsfront bedenken, ist die Akkommodation.“ Da P. Kim nur relativ kurze Zeit in Japan weilte und in einer gediegenen deutschen Jesuitenmission, verstehe ich sein optimistisches Wort „bedenken“, als wenn überall alles in Ordnung wäre. P. van Straelen dürfte sich aber viel weiter herumgeschaut haben in Japan und sonst in der Welt, und so ruft er laut hinaus: „Was die Mis-

sionare als erstes bedenken sollten.“ Letzterer möchte näher der Wirklichkeit sein, wie folgende Beispiele — genommen aus vielen — deutlich zeigen: Als P. W. Schmidt S. V. D. um 1930 in der Kathedrale in Tokyo die Fronleichnamsprozession mitmachte, war er erstaunt, daß kein einziger japanischer Priester, obgleich sie zahlreich zugegen waren, auch nur die geringste Funktion an einem der vier Altäre zu versehen hatte. Das sind doch wohl Konstruktionsfehler, die die Brücke vom Westen zum Osten einfach unbeschreitbar machen. Daß der Apostolische Delegat, Erzbischof Marella, kurz vor dem zweiten Weltkriege, allen in Japan wirkenden Missionaren verbieten mußte, über dem Eingang der Missionsstationen in Japan an Feiertagen außer der japanischen Flagge auch noch die Landesflagge des Missionars zu hissen, zeigt doch, daß es am Fundamentalsten der Akkommodation lange Jahre gefehlt hat. Daß in den ersten Jahren nach Kriegsende die Missionare aller Nationalitäten von den Besatzungsbehörden großherzig fast in gleicher Weise behandelt wurden, konnte auf dem Wege über die Mission zum Besten der Bevölkerung ausgenützt werden.

Der Umstand, daß P. Kim schon 1947, paulo post bellum, nach Europa reiste, erklärt auch, daß er vieles Ärgerniserregende im Mangel an Einfühlungs liebe in den allerletzten Missionsjahren nicht zu Gesichte bekam. Und das geht bis ins Sakrale, z. B. in die Art des Messelesens. Eine hl. Messe in der Feierlichkeit und Würde, wie etwa ein buddhistischer Religionsdiener seine Zeremonien macht, ist mehr Akkommodation an asiatisches Empfinden, als den Stil des schintoistischen oder buddhistischen Gebetshauses für eine katholische Kirche ummodelln.

Die augenblickliche Abwesenheit P. Kims von Japan erklärt auch wohl seine optimistische Anschauung, „daß der frühere alte schintoistische Nationalismus des japanischen Volkes nicht mehr zu halten ist und im materiellen Zusammenbruch untergegangen“ sei. Wir erleben hier täglich das Gegenteil. Wie Pilze schießen schintoistische Sekten und andere Afterreligionen aus dem Boden, und alle gruppieren sich um den alten Götterkult. Am 31. Januar 1951 veröffentlichte das Kultusministerium eine Statistik, nach der es heute 240 schintoistische Sekten (und 230 buddhistische) in Japan gibt, während im Jahre des Zusammenbruchs 1945 es nur 18 schintoistische Sekten gab. Der nationale Schintoismus wird von der amerikanischen Besatzungsbehörde und im neuen Verfassungswortlaut nicht mehr anerkannt; aber der schintoistische Japanismus lebt und wird bewußt von den amerikanischen Behörden am Leben gelassen. Bei einer Denkmalsweihe im vorigen Jahre vor dem Bahnhof der Stadt Kyoto (zur Friedenserinnerung) machten nacheinander der schintoistische Religionsdiener, dann ein Bonze und der protestantische amerikanische Pastor ihre Einweihungszeremonien. Zu den großen und lokalen Tempelfesten strömt das Volk genau wie früher. Die Lage der Kirche hat sich zweifellos etwas gebessert. In den außergroßstädtischen Bezirken merkt man davon gar nichts, aber die Statistiken der Großstadtmissionen weisen erfreulichen Fortschritt auf.

Allerdings hat sich der materielle und personale Krafteinsatz dort auch um ein Vielfaches verzehnt. Z. B. arbeiten heute in der Tokyō-aera allein 10 Patres S. V. D., während in der alten Apostolischen Präfektur Niigata nur 15 tätig sind. Oder das in allen Missionszeitschriften als Paradestück geführte Kyoto, die alte Hauptstadt Japans, das buddhistische Rom. Hier setzte ein wirklicher Frühling ein, und man kann noch nicht sagen, daß er schon ganz verblüht ist. Er dürfte aber zunächst nur materielle Gründe haben. Kyoto ist der einzige Distrikt von Missionaren amerikanischer Nationalität. Daß sie sich besonders leicht taten im Verteilen der reichlich von Amerika gelieferten Hilfsgüter nach dem Zusammenbruch, ist klar. Ihr energisches Einwirken auf die Landgegend um Kyoto, von wo sie mit Armeeautos Lebensmittel in die Großstädte transportierten, trug viel zu ihrer Beliebtheit bei. Dann ist Kyoto vom Kriege absolut verschont geblieben, weil es auch für die Zukunft als Ausflugsort bewahrt werden sollte. Die Dankbarkeit der Bevölkerung den amerikanischen Soldaten und noch mehr den Missionaren gegenüber spielt eine wichtige Rolle. Dazu kommt noch der Umstand, daß die vielen, die heute um die Taufe sich bewerben, schon seit Jahren zur katholischen Kirche neigten, aber vom früheren Militärregime abgehalten wurden. Ex toto corde möchte ich mich zu P. van Straelens Warnung bekennen: Wenn die Besatzung einmal aufgehoben ist, wird sich im schintostischen und auch wohl im buddhistischen Japan wieder vieles ändern zu Ungunsten der Christianisierung.

Dann zum Schluß noch eine Differenz zwischen den beiden Autoren. P. Kim beobachtet sehr richtig, daß die geistigen Wurzeln der europäischen Kultur bloßzulegen und aufzuzeigen sind und als wahre Kulturquellen benutzt werden sollen. Vieles Westliche ist noch im japanischen Seelenleben unverstanden und unverarbeitet und nur äußerlich angewendet. Es läßt sich auch nicht eine gewisse japanische Schwäche leugnen, die darin besteht, daß man sich mit der Form und dem Namen einer Sache zufrieden gibt, ohne den Trieb, tiefer in das Wesen einzudringen. Daß dies in der Kindheit grundgelegt wird, scheint auch die richtige Beobachtung P. van Straelens zu sein. P. Kim geht in seiner Besprechung geradezu von diesem Streitpunkte aus. P. van Straelen scheint irgendwo geschrieben zu haben: „unverdaute Ideen und große Worte“ als Kritik am japanischen Denken. Man könnte das abändern in „bloße“ Worte; und die Tatsache, daß solche Denkart im Kindesalter grundgelegt wird, kann ich leicht mit einer Handvoll Beispielen aus dem Alltag belegen: a) Die Nationallymne „Kimi ga yo wa“ ist in einem so erhabenen und schwierigen Schriftstil verfaßt, daß sie kein Schüler von der 1. bis 4. Volksschulklasse verstehen kann. Und doch ist sie seit Jahrzehnten das Ein- und Ausgangsventil der Vaterlandsliebe beim japanischen Kind. Der Lehrer kann ihm den Inhalt verständlich machen, aber die Worte nicht. Diese singt das Kind, ohne sie zu verstehen. b) Gleiches gilt von dem beliebten nationalen Gedichts-Kartenspiel, das in allen Familiengesellschaften gemeinsam von groß und klein an den Winterabenden gespielt

wird. Es sind 100 der berühmtesten und schönsten Gedichte der ältesten Literaturgattung, von denen im Spiel die erste Hälfte der Spielleiter liest, und die zweite Ergänzungshälfte muß dann der Spieler in den offen liegenden Karten auffinden. Als Leseübung der japanisch-chinesischen Zeichen eine ausgezeichnete Gedächtnisstärkung, und Kinder mit aufblühender Gedächtniskraft sind Meister darin, aber den Sinn der Gedichte verstehen sie nicht. Oder: c) Der nächste Nachbar meiner Kirche ist ein buddhistischer Tempel. An Ferientagen höre ich, wie Schulkinder stundenlang im Tempel das Rezitieren buddhistischer Gebetstexte lernen und üben — mit Begeisterung und Ausdauer! Die Schrift ist zwar nicht mehr das Sanskrit, aber selbst Erwachsene verstehen die Texte nicht, und man sagt, auch viele Bonzen nicht. Die Melodie, in der sie rezitiert werden, klingt dem Ohr jedes beschaulichen Menschen überaus angenehm. Aber unverstandene Worte, bloße Worte! d) Vor einigen 20 Jahren verfaßte ich selbst ein Kindergebetbuch für unsere Sonntagsschüler, Christen und Ungetaufte. Denn wiederum ist die Sprache auch unseres katholischen Allgemeinen Gebetbuches so schwer, daß Kinder bis zum 3. Schuljahre sie kaum verstehen. In unserm katholischen Waisenhaus hörte ich täglich, wie die 5—8 Jährigen die auswendig gelernten Texte der Erwachsenen beteten, deutlich und richtig, aber ohne sie zu verstehen. So bot ich der Schwester Oberin meine kindertümlichen Gebete für diese Kleinsten an. Nach reiflicher Überlegung antwortete mir die Schwester höflich und wohlbegründet: Es scheint uns besser, daß die Kinder sich gleich an die Gebetstexte gewöhnen und sie für ihr Leben zugrunde legen, die sie später täglich beten müssen, wenn sie einmal unsere Anstalt verlassen haben. In allen katholischen Familien und Pfarrkirchen betet man nur diese. — Ehrlich gesagt, der Grund leuchtete mir ein, und ich stimmte der Schwester bei, weil ich ja auch wußte, daß bis vor wenigen Jahren in ganz China die Schulkinder jahrelang die schwersten Texte der klassischen Bücher laut lesend auswendig lernen mußten, die sie dann später als Erwachsene im Leben als moralische Grundsätze zu gebrauchen hatten. Ein Lernen ohne Verstehen der Worte und Texte. Und China ist Jahrtausende lang moralisch gut damit gefahren. Anfangs lehnt man diese Methode als Europäer vielleicht ab, aber mancher lernt bald um. Große Worte und bloße Worte: die Tatsache besteht, was P. Kim zu leugnen scheint; aber ob sie zu Unrecht besteht, wie P. van Straelen fürchtet, ist eine andere Frage. e) Selbst die Texte im Einheits-Kirchenliederbuch sind so, daß kein Kind sie vor dem 5. und 6. Schuljahr verstehen kann, und von vielen Erwachsenen mit nur mangelhafter Volksschulbildung gilt das gleiche. Und doch bilden mancherorts gerade die Kinder das Hauptsängerkontingent. Wir wollen daran nicht kritisieren; denn die Ordinarienkonferenz der einheimischen Bischöfe hat das Buch gebilligt und eingeführt. (Das frühere unter den ausländischen Ordinarien war einfacher, und die Texte waren jedem Kinde verständlich, aber als Literaturwerke waren sie nicht schmuckvoll genug.) Also die Tatsache besteht: schöne Worte, bloße Worte, und doch geben sie Stimmung, d. h.

hier Kimochi: patriotisches oder buddhistisches oder katholisches, wie obige Beispiele zeigen wollten.

Den Osten nicht nach westlichen Grundsätzen und mit rationalbetonten Methoden zu behandeln, das scheint die Forderung beider Autoren zu sein. Ein westlicher Missionar, der den Osten mit großer Liebe und Achtung studiert und ihn verstanden hat, ehe er an die Arbeit geht — und wiederum ein geborener Asiate, der beim Studium der westlichen Philosophie und der christlichen Theologie noch Zeit und Kraft hatte, seinen eigenen Osten ebenso gründlich kennenzulernen: ein solcher dürfte dem Ideale entsprechen. Beim Studium des Ostens auch seine Unzulänglichkeiten festzustellen als Hindernisse für den katholischen Glauben, ist kein Pessimismus. Und nach 400 Jahren Missionsarbeit noch nicht zu sehen, daß das westliche „Vehikel“ unzureichend ist und, erst recht in diesem Jahrhundert des erwachten Ostens, ein mehr östliches werden muß, scheint auch kein Optimismus. Unsere Theologie kann sich quoad substantiam nicht ändern, aber ihre Dienstmägde, die Ausdrucksformen, können wechseln, je nach Ort und Zeit — und müssen wechseln.

Gifu Ken. Tajimi city, Japan

Jak. M. Gruintges S. V. D.

Kulturgemeinschaft und nationale Sonderheiten im mittelalterlichen Orient¹

Von Prof. Dr. Franz Taeschner, Münster (Westf.)

Der Missionar, der in den Ländern des Islam die Botschaft des Evangeliums zu verkünden hat, sieht sich zwar, in welches dieser Länder er auch hinkommt, in großen Zügen der gleichen Religion gegenüber; doch wird er, wenn er seinen Standort wechselt, in vielen Dingen umlernen müssen, denn hinter der unveränderlichen Fassade des offiziellen Islam, wie er im Laufe der Jahrhunderte seine feste Physiognomie angenommen hat, steckt in den verschiedenen Ländern, in denen er herrscht, jeweils ein anderes kulturelles Leben, das auch eine jeweils andere Einstellung zur Religion, eine andere Akzentverteilung zur Folge hat. Es ist dies eine Erscheinung, die jedem von uns von unseren eigenen Verhältnissen in der christlichen Welt völlig vertraut ist, die man aber bei einer fremden Religion oft außer acht läßt, weshalb es zweckmäßig ist, sie sich eigens ins Bewußtsein zu rufen und ihren Gründen nachzugehen. Auch der Missionar tut gut, sich diese Dinge vor Augen

¹ Vortrag, gehalten am 31. Januar 1951 im Historischen Verein zu Münster (Westf.).